Schweizer Volkstrachten.

Soweit die heutigen vorhandenen Bilder einen Schluß zulassen, war die Kleidung in der Schweiz bis in das XV. Jahrhundert hinein schlicht und schmucklos, sie bestand im Wesentlichen aus einem langen, dunklen Rock von Wolle nach Art der Mönchskleider. Das änderte sich, als die großen Freiheitsschlachten gegen Karl den Kühnen von Burgund geschlagen waren, das Land im Zenith seines Ruhmes stand, die fremden Fürsten mit ungeheuren Summen Schweizer für ihre Söldnerheere warben, eine Menge Blutgeld in die bisher armen Thäler floß und das nationale Selbstbewußtsein erwachte. Damals, am Ausgang des XV. und am Anfang des XVI. Jahrhunderts, entstanden die Anfänge der späteren Trachten. Sie haben sich aus fremden Vorbildern, insbesondere aus den damaligen spanischen Moden, die von den Söldnern heimgebracht wurden, gestaltet, und wenn auch die eigene

Appenzeller.

Phantasie des Volkes sich daran schöpferisch bethätigte, so können doch die fremden Einflüsse noch heute nachgewiesen werden. Nach einer Zeit des Schwankens mögen die Formen und Farben der verschiedenen Trachten in der Mitte oder am Ende des XVI. Jahrhunderts durch den Allgemeingebrauch feste geworden sein, jedenfalls reicht ein großer Theil des getriebenen ciselirten oder filigranirten Trachtenschmuckes von Gold und Silber, der jet noch getragen wird, in's XVI. Jahrhundert zurück und ist das Werk der berühmten Gold- und Silberschmiede, die Zürich, Basel, Luzern und andere Orte damals besaßen. An manche Trachten wurden für mehrere hundert Gulden Silber und Gold, oft auch Edelsteine und Gemmen verschwendet, und die Kosten des weiblichen Kopfputzes allein werden durch das alte Sprichwort erklärt: „En Wibergrind chost' us em Stahl es Rind," d. h. der Kopfschmuck einer Frau kostet so viel, wie man für ein Rind löst, das man aus dem Stall verkauft.

Freiburgerin und Burenfenfi.

Alle Trachten verrathen mehr oder weniger einen Zug zur Koketterie, einzelne sind ein geradezu raffinirtes Spiel der Gewandungsfarben und Formen. Von weitem läßt sich unterscheiden, ob die Trägerinnen Mädchen, Bräute oder verheirathete Frauen sind, auch ihre sociale Stellung wird manchmal durch Abzeichen des Costüms ausgedrückt. So tragen die Wehnthaler Frauen heute noch weiße, die Mädchen dagegen farbige Vorstechemdchen, in Obwalden flechten die „Bauernjungfern" weiße, die „Herrenjungfern" braune Bänder in die Zöpfe. Das einst als Abzeichen der Braut heilig gehaltene Schapel hat sich in der Schweiz nirgends erhalten, ebensowenig die Brautkrone, der festliche Kopfputz der Braut am Hochzeitstage. Die 10 Zoll hohen Kronen trugen aus farbigen Steinen und Goldstickerei gebildete Zeichnungen, welche ein Marienbild und ein Schiff darstellten und symbo-

Wehnthaler.

lisch andeuteten, daß man die Trägerin dem Schutz der Gottesmutter empfehle und ihr glückliche Fahrt durch's Leben wünsche. Da die Brautkronen sehr theuere Stücke waren, so besaßen nur die reichen Familien eigene, die anderen waren Gemeingut der Dörfer, wie in einigen Ortschaften des Wallis das Brautkleid jetzt noch Gemeindeeigenthum ist, das je nur für den festlichen Tag hergeliehen wird.

An die Zeit der Brautkronen erinnert jetzt noch die Tracht, welche die Deutsch-Freiburgerinnen bei den Processionen tragen, denn ihr Hauptbestandtheil ist eine rundliche schillernde Flitterkrone. Dieses Kostüm ist auch im übrigen eines der malerischesten des Landes. Um den Hals einen steifen blauen Kragen, der an die Krausen der alten Rathsherrn mahnt, ein feingefälteter, scharlachrother Rock eine rothe Jacke mit engen Aermeln, ein geblümtes Mieder, an den Hüften ein handgroßes silbernes Amulett, das sogenannte Agnus dei, mit eingravirten

Thurgauerinnen.

religiösen Symbolen, schwarzseidene Schürze, blaue Strümpfe und in den auf den Rücken fallenden Zöpfen bunte Bänder eingewoben — so gehen die Mädchen im kirchlichen Zug.

Die Freiburgerinnentracht ist zugleich eine der ältesten, das beweist der feingefältete, wie es die Bewohnerinnen nennen, „gekrazte" Rock, der eine ungeheure Stofffchwendung bedingt. Solche Röcke gehörten früher fast zu allen Schweizertrachten, sind aber im Laufe der Zeit durch glatte „Juppen" ersetzt worden.

Im westlichen Theile des Kantons Zürich war bis vor einigen Jahrzehnten eine sehr hübsche Tracht, das „Bauernfünf" gebräuchlich. Sie hieß so, weil auf dem dunkeln Rücken ein helles Sammetband aufgenäht war, das die Form eines römischen V bildete. Nach und nach erhielt aber das Wort „Bauernfünf" eine übertragene Bedeutung, man bezeichnete damit ein etwas beschränktes Landmädchen.

Andere Ursachen wirkten zumUntergang der Kostüme mit, so politische

Landleute aus Waadt.

Umstände zu dem der Männertrachten. Als sich am Ende des vorigen Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die aristokratisch verwalteten Stände der Schweiz in demokratische Cantone verwandelten, als die Vorrechte der Städte, die Unterthanenschaft der gemeinsam regierten Herrschaften Thurgau und Aargau fielen, da gaben die Männer dieser Landschaften der errungenen Gleichberechtigung dadurch Ausdruck, daß sie sich wie die Städter, wenn auch etwas bescheidener kleideten. Ein Beispiel dafür ist das zürcherische Wehnthal. Der Bauer mit den weiten weißen, gefälteten Plumpknichosen, an welche die Strümpfe festgenäht waren, mit dem langen Zwilchrock, der rothen Weste, dem Dreimasterhut oder einer Sammetkappe mit grünem Pelzrand gehört ziemlich der Vergangenheit an, die Frauentracht aber ist mit Ausnahme der Tellerhaube, dem Schmuck älterer Frauen, geblieben.

Eine ähnliche, nicht sehr reiche, aber geschmackvolle Tracht finden wir bei den Weinbäuerinnen des Rafzerfeldes, jenes zürcherischen Landestheils, der in das Großherzogthum Baden vorgreift. Bei den Dörflerinnen des Aargaues und bei den Schaffhauserund Haltauerinnen kann man den

Sennen aus Uri.

Uebergang vom Wehnthalerkostüm zu den benachbarten Trachten des Schwarzwaldes beobachten.

Ein Blick auf die Trachten genügt übrigens, um den Zusammenhang zwischen ihnen und den Industrien des Landes einzusehen. Die seidenen Schürzen, die einBestandtheil fast aller Schweizerkostüme bilden, wären kaum so verbreitet ohne die seit einem halben Jahrtausend in Zürich blühende Seidentüchersfabrikation; die Seidenbandweberei Basels gab den Anlaß zu der Bänderverschwendung, und die Mousselinenfabrikation Neuenburgs und Genfs zu der reizenden, duftigen Winzerinnentracht an den Gestaden des Genfersees. Sie ist trotz ihrer Einfachheit die koketteste der Schweiz: reblaubgrüner Rock, weißseidene Schürze, schwarzer Sammetmieder ohne jede Zuthat von Schmuck, darein gesteckt ein den Hals umfassendes, die Mitte desselben und etwas Brust offenhaltendes, duftiges Mousselinetuch, auf dem Haupte der blumengeschmückte, leichte Montreuxstrohhut, der in der Mitte eine faßpundartige Erhöhung trägt.

Die ärmsten Trachten waren diejenigen, die sich mit den Erzeugnissen der Glarner Kattunfärberei behalfen, mit gemusterten, oft beblümten Baumwolltüchern; sie sind so früh verschwunden, daß wir sie kaum kennen; an ihre Stelle trat das kattunene Modekleid für die Frauen, Berner Halbwollstoff, das sogenannte „elbene" Tuch von rothbrauner Farbe für die Männer volksthümliche Kleider, die in manchen Gegenden der Schweiz bis in die Gegenwart geblieben sind.

Die Gegenden, wo auch jetzt die Trachten noch feststitzen, müssen wir in den Alpen suchen. Appenzellerland, Urschweiz, Berneroberland, Freiburg, Wallis und die Alpenthäler des Tessins, das sind die Heimathen der verbreitetsten Volkstrachten; auch die Männer halten dort die Tracht noch in Ehren.

Die Appenzellerin der Innern Rhoden trägt einen dunkelrothen gefälteten Rock, ein schwarzes Sammetmieder mit reichgesticktem seidenem Einsatz, über den die silbernen Nesteln geschnürt werden, ein Koller von forkiger, feingefälterter Seide, eine gleiche Schürze, eine zehnfache, silberne Kette, die im Nacken von einem breiten kunstvoll gearbeiteten Schloß festgehalten wird, einen Gürtel, von dem an Kettchen allerlei Silberschmuck niederhängt. Ueber die von Natur aus gewellten, blonden Haare setzt sie ein

Bernerin.

rothes Käppchen, an hohen Festtagen auf dieses auch noch zwei große feine Flügel, die sich wie ein riesiger Schmetterling ausnehmen.

Die bäuerliche Herbheit und Derbheit finden wir bei den Sennen des Landes. Kurze, gelbe Lederhosen, rothe Weste, Hosenträger und Brustgurt, deren Messingplatten in eingravirten Zeichnungen die Alpauffahrt schildern, die silberne Uhrkette mit zahlreichen Anhängseln, Schnallen an Strümpfen und Schuhen, goldene Gehänge an denOhren, so teilt der Senne auf den Tanzboden und tobt das „Zischgeli" zum Ländler.

Ein rechtes Trachtenland ist auch die Gegend am Vierwaldstätterse, besonders Unterwalden, wo die Männer auf dunkler Bluse helle, reiche Seidenstickereien tragen und den schlichten Rundhut mit dem Edelweiß schmücken. Die Mädchen tragen Zöpfe, in denen rothe Bänder eingeflochten sind, beide einen großen silbernen Haarpfeil, dessen breites Ende von Filigran durchbrochen und mitSteinen besetzt ist. Um den Hals zieht sich ein breites Kollier,

Walliser.

dessen goldene Glieder durch Reihen Granaten und Korallen verbunden sind. Das brettharte Mieder und das Vorstechemdchen sind reich mit Seidenstickereien verziert, die silbernen Filigranrosetten durch Ketten miteinander verbunden und die Aermel von seidenbestickten Sammetmanschetten gehalten, von denen Spitzen- und Häkelarbeiten niederhängen.

Die Tracht gehört zu den reichsten, aber auch zu den unbequemsten, die es gibt, und sticht merkwürdig gegen das arme Kostüm des benachbarten Urnerlandes ab, das sich fast ohne Schmuck in dunklen Tönen hält.

Das bekannteste schweizerische Kostüm ist die kleidsame Berner Oberländerinnentracht, die sich weit über ihren ursprünglichen Bezirk verbreitet hat, in der Stadt Bern ebenso häufig wie auf der Landschaft getragen wird und fast als schweizerische Nationaltracht gilt. Ein schwefelgelber Strohhut, von dem lange Bänder niederflattern, ohne eine zarte, dunkle Spitzenhaube bilden die Kopfbedeckung; auf dem Rand des dunklen Sammetmieders schimmern Rosetten, Haken von Silberfiligran, die reichen Silberketten erklingen, und über die Büste wölbt sich duftig das feingerippte weiße Vorstechemdchen, während die gefteiften, weißen Aermel die Ellenbogen und

Tessinerinnen.

Vorderarme freigeben und die hellblauseidene Schürze auf dem Untergrund des dunklen Rockes die Tracht hübsch abschließt.

Einzelne Thäler des Berneroberlandes haben übrig ens eine abweichende Tracht, so das Hasli- und Simmenthal. Im Haslithal tragen die Frauen weiße oder gelbe, dreifachgefaltete Röcke und am Hinterkopf ein schwarzes Filzkäppchen, auf welches die Bräute ein Schäppelchen stecken, im Simmenthal ganz abweichend vom sonstigen Trachtenbrauch, der kurze Röcke vorschreibt, ein langes Kleid, oft sogar mit Schleppe. Sehr hübsch ist das aus Spitzen gebildete Vorsteckhemdchen, ein großes, gefranstes Seidentuch, das über die Schulter hängt, sowie das feine Spitzentuch der Haube.

Kleidsam ist auch die Männertracht des Berneroberlandes, die namentlich bei den Sennen üblich ist: kurze, rotheingefaßte Sammethosen, engan liegenden Sammetwams mit Halbärmeln, aus denen das weiße Hemd hervorquillt, schwarzledernes Käppen mit rothem Sterne, nägelbeschlagene Schnürschuhe.

Ueber die Trachten des Wallis ließe sich eine eigene Abhandlung schreiben. In dieser abgeschlossenen Gebirgsgegend werden wenigstens noch ein Dutzend verschiedener, malerischer Trachten getragen. Das Kennzeichen der Deutsch-Walliserinnen ist ein Strohhut, dessen Ränder kunstvoll aus Bändern zusammengestellt sind. Die Evolenerinnen tragen einen Schild auf der Brust und ein Filzhütchen mit Silberschnur schräg auf dem Haupt, die Savieserinnen breite Strohhüte mit langen, hellfarbigen Bändern, die Frauen von Champéry keinen Rock, sondern rauhe dunkle Hosen und auf dem Kopf ein feuerrothes Tuch. Die Hosen als Frauenkleid dürfen nicht so sehr auffallen, wenn man weiß, daß sie fast durch das ganze schweizerische Alpengebiet für gewisse Arbeiten der Aelplerfrauen, z. B. für das gefahrvolle Wildheuen, wo ein Rock Verderben bringen kann, getragen werden.

Seltsamerweise hat das Bündnerland, das doch eine Hochgebirgsgegend ersten Ranges ist, schon lange keine Trachten mehr, wohl aber der Tessin. Wenn sich in Locarno oder Lugano der Markt entfaltet, dann strömen aus allen Thälern gluthäugige Mädchen; die Soccoli, die eleganten Holzschuhe, klappern, die weißen Hemdärmel flattern, die buntfarbigen Schürzen scheinen, die Korallenhalsbänder blitzen auf. Die größte Koketterie entfalten aber die Tessinerinnen in der Kopfbedeckung, die bald aus bunten Seidentüchern, bald aus einem Bogen von Silberpfeilen besteht, der das Gesicht wie ein Strahlenkranz einrahmt.

Gewissenhaft.

Studiosus (zur Wirthin): „Diesmal muß ich Ihnen die Miethe schuldig bleiben!"

Wirthin: „Das sagtenSie mir schon vorigen Monat!"

Studiosus: „Nun — und hab' ich etwa nicht Wort gehalten?!"

Deplacirte Protzerei.

„Herr Baron fahren auch Velociped?"

„Ja — aber wegen Diener natürlich nur Tandem!"

Der kluge Dackl.

Warum der Förster Spielhahn beim Kartenspiel so selten verliert. — Weil sein Dackl die Kreidestriche immer wieder wegleckt!

— Ein verwegener Künstler. „Was wird Ihr nächstes Bild darstellen?" — „Schwiegersohn, seine Schwiegermutter küssend!" — Donnerwetter, welch' unerfaßlicher Gedanke!"

— Einfach. „Also Dein Mann hat doch eingewilligt, daß Du im Wohlthätigkeits-Concert mitsingen darfst; wie hast Du ihn denn so herumgekriegt?" — „Ich habe ihm einfach gesagt, wenn ich nicht da singe, singe ich zu Haus!"

— Süßer Traum. Freundin: „Warum bist Du denn heute gar so lustig und aufgeräumt, Klara?" — Alte Jungfrau (der anderen um den Hals fallend): „Ach, mir hat heute Nacht geträumt, ich wäre verlobt!"

— Aus der Schule. Lehrerin: „Ella, was können Sie mir von Minerva sagen?" — Fräulein Ella: „Minerva war die Göttin der Weisheit und durfte deshalb nicht heirathen."

— Der versteht's. Kaufmann: „Sie bewerben sich um die vakante Stelle bei mir und behaupten, daß Sie Buchhalter seien. Verstehen Sie eine richtige Bilanz zu machen?" — Bewerber: „Ja, sogar eine fingirte!"

„Keselib."

In der Schloßkirche zu Zeitz befindet sich an einem Wandpfeiler der Südseite ein unscheinbares kleines Steinbild, ein Männlein mit einer Peitsche in der rechten und einer Geschirrwaage in der linken Hand; ein fliegendes Band nebenan enthält die Worte: „Ich heese Keselib". Dieses Bild, das Wahrzeichen des Gotteshauses, wird von einer sinnigen Sage umrankt. Als Kaiser Otto I. (936 — 973) im Jahre 968 das Bisthum Zeitz gründete und zu diesem Zwecke Schenkungen an Grund und Boden machte und 20,000 Gulden stiftete, regten sich, so erzählt die Sage, bald viel fleißige Hände, um einen Dom zu errichten, wie ihn die Würde einer Bischofsstadt erheischte. Die Stelle, auf der das Gotteshaus erstehen sollte, wurde bestimmt; Baupläne wurden entworfen, Grundmauern aufgeführt, Baumaterialien herbeigeschafft, Gerüste, hinter denen die Kirchenmauern höher und höher stiegen, wurden errichtet, kurzum, mit solch einem freudigen und zuversichtlichen Eifer wurde das Werk betrieben, daß es zusehends seiner Vollendung entgegenwuchs. Mit dem

Das Wahrzeichen.

rasch fortschreitenden Baue wuchs aber auch die Feindschaft der ansässigen und umwohnenden Heiden, die das Vorhaben auf jegliche Weise zu hemmen, wenn nicht gar zu vereiteln suchten. Da galt es, die Kräfte auf's höchste anzuspannen und zu helfen, wo Hilfe nöthig war. Unter all den rührigen und thatkräftigen Förderern des Baues zeichnete sich aber besonders ein Mann aus, ein bekehrter Wende, Namens Käfelieb, aus dem benachbarten Dorfe Rasberg, der mit seinem Geschirr rastlos das nöthige Baumaterial herbeischaffen half. Zwar mußte darunter seine Feldwirthschaft leiden, ja, er fiel infolgedessen sogar bedeutend in Schulden, aber er fuhr weiter Steine, Holz, Kalk und Ziegel herbei, bis der Dom vollendet dastand. Da besaß er aber von seinem Vermögen auch nichts mehr, als seine Peitsche und die Wage von seinem Gefährt; denn die hartherzigen Schuldherren hatten ihm zuletzt noch seine Pferde, seinen Wagen und sein Geschirr verkaufen lassen. Der Kaiser hörte von der in frommer Herzenseinfalt geübten Opferwilligkeit des Mannes, entschädigte ihn für den Verlust reichlich und ließ zur bleibenden Erinnerung an dessen selbstlos bekundeten Opfersinn jenes Steinbild im Dome anbringen.

Ein Vorsichtiger.

„Zu was halten Sie sich denn drei so riesige Doggen, Herr Thalerhuber?"

Protz: „Die eine bewacht's Geld, die andere die Werthsachen und die dritte mich selber!"

Pfiffig.

Gast (der fünf leere Weinflaschen vor sich stehen hat): „Wie viel' Flaschen hab ich zu zahlen, Resi?"

Wirth (leise zur Kellnerin) „Lassen Sie ihn selbst zählen . . . vielleicht zählt er doppelt!"

Kleines Mißverständniß.

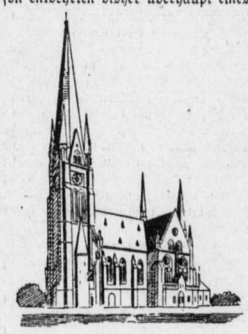
„O, die Männer braucht man nur einmal liebevoll anzusehen und weg sind sie!"

„Na, so unhöflich sind denn aber doch nicht alle!"

— Beruhigung. „Herr Doktor, wenn man uns so oft beisammen sieht, könnte man — dürfte man — uns für — verheirathet halten!" — „Was macht das, gnädiges Fräulein, — wenn wir's nur in Wirklichkeit nicht sind!"

Neue Garnisonkirchen.

In Gegenwart des Kaisers Wilhelm und seiner Gemahlin hat in Berlin die Einweihung der beiden neuen Garnisonkirchen, einer evangelischen und einer katholischen, stattgefunden. Die alte, überaus unschöne evangelische Garnisonkirche in der Neuen Friedrichsstraße hatte sich schon längst als ungenügend erwiesen, und die katholischen Soldaten der Berliner Garnison entbehrten bisher überhaupt eines



Evangelische Kirche.

eigenen Gotteshauses. Die neue evangelische Garnisonkirche liegt am Ende der Gneisenaustraße auf dem Kaiser Friedrich-Platz. Der schöne Bau ist von Baurath Roßtäuscher in frühgothischemStil ausgeführt, und das Königshaus sowie die Officiercorps der im Süden garnisonirenden Regimenter haben die Kirche auch im Innern reich ausgestattet. Die Kirche enthält 1620 Sitzplätze, von denen die unter den Emporen liegenden für die nicht dem Militär angehörenden Besucher der Kirche bestimmt sind. Die katholische Garnisonkirche liegt zwischen den

Katholische Kirche.

Bäumen der Hasenhaide. Sie ist vom Regierungsbaumeister Menken in romanischem Stil erbaut und ist ebenfalls auch im Innern, insbesondere durch Malereien reich geschmückt. Diese rühren von dem Maler Klinka her. Die Weihe der evangelischen Kirche vollzog der Feldprobst Dr. Richter mit einer Rede über Eph. 2, 19 — 22. Die Predigt hielt dann Divisionspfarrer Wiehe. Die Weiherede in der katholischen Kirche — die Johannes dem Täufer geweiht ist — hielt der Feldprobst Dr. Aßmann.

Sympathie.

„Armes Thier, dir schimpfen sie also doch immer Rhinoceros?!"

O weh!

„Johann, gestern Abend war ich wohl ein bischen angeheitert?"

„Jawohl, Herr Baron — Du hast mit mir Bruderschaft getrunken!"

Start!

Kaufmann A. (vor dem Concurse stehend): „Wie gesagt, mehr als 70 Procent kann ich Ihnen nicht zahlen! Sehen Sie selbst, hier ist die Liste meiner Gläubiger!"

Kaufmann B. (das umfangreiche, alphabetisch geordnete Verzeichniß durchblätternd, plötzlich entrüstet): „Na, das ist doch stark — sogar unter Pyklon haben Sie einen Gläubiger!"

— Im Eifer. Geheimpolizist: „Ihr Verdacht gegen Ihren Kassirer ist nicht gerechtfertigt, er lebt bescheiden und anständig . . . ." — Chef: „Herr, von dem Gehalt, welches ich ihm gebe, kann er absolut nicht anständig leben."

Die Pflicht.

Kein Deutscher kann über den Pflichtbegriff sprechen, ohne des Weisen von Königsberg zu gedenken und seines kategorischen Imperativs. Aber selbst, wenn man dem Rigorismus Kant's nicht vollkommen beipflichtet, so wird man doch nicht umhin können, zu gestehen, daß ein Zurückgreifen auf Kant's Grundsätze bei der Nachsicht, die die meisten Eltern heute den Kindern gegenüber walten lassen, nur zum Segen gereichen würde. Es sind in erster Linie die Mütter, die sich klar werden müssen, daß nur die Erziehung eine erfolgreiche sein kann, die der Pflicht ihre centrale Stellung anweist. Sie vertreten sehr häufig den Standpunkt, daß Liebe die bewegende Ursache alles Gehorsams sein solle. Wenn aber beim Heranwachsen die Eigenart des Kindes sich mehr ausbildet, wenn seine Wünsche in Widerstreit treten mit der mütterlichen Autorität, wenn das Appelliren an seine Liebe immer eindringlicher werden muß, wenn es zu unangenehmen Auftritten kommt, dann steht die Mutter vor ihrem „so leicht durch Liebe zu leitenden" Kinde wie vor einem Räthsel. Sie klagt alles mögliche an ob dieser Veränderung, während doch naturgemäß die wachsende Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit das Kind in bewußten Gegensatz zu seiner Umgebung setzt. Sowie das Kind zu dem Bewußtsein des „Ich" erwacht, muß auch das Gebot der Pflicht in sein Leben treten, oder vielmehr: der Weg zum Selbstbewußtsein führt durch das Pflichtbewußtsein; denn an dem „du sollst" lernt es, daß sein „Ich"der Welt handelnd oder leidend gegenüber steht. Für das kleinere Kind nimmt selbstverständlich die elterliche Autorität die Stelle der Pflicht ein, aber schon bei den ersten Schulerfahrungen tritt der Pflichtbegriff hervor. Das Spiel muß verlassen werden, denn die Schule ruft. Es hielft kein Appelliren an die Nachsicht der Mutter; die frühere Erfahrung, daß durch Bitten feststehende Ordnungen verschoben werden können, gilt nicht mehr. Das Kind merkt bald, daß es einer großen, unsichtbaren Macht gegenüber steht, die sogar der gütigen Mutter die Hände bindet. Selbst die häuslichen Arbeiten dürfen nicht nach Neigung gemacht werden; man „muß" sie so gut machen, wie man kann; und bald gesellt sich die eigenthümliche Erfahrung hinzu, daß nur die beste Leistung Freudigkeit und Zufriedenheit gibt. So führt also der erste Schritt in's Leben das Kind zu der Erkenntniß der „großen geistigen Urthatsache der Pflicht," während die Befriedigung bei treuer Pflichterfüllung ihm das Gesetz zum Bewußtsein bringt, daß jede Pflicht bindend und unabweisbar wird, sobald sie erkannt ist, so daß, mit reinemGewissen wenigstens, kein Weg an ihr vorbeiführt. Ein solch fein ausgebildetes Pflichtgeführ in einer der größten Schätze, die Eltern ihren Kindern mitgeben können. Wieviel weniger Unzufriedenheit würde es geben, wenn jeder mit dem Bewußtsein seine Lebensarbeit anfinge, daß es seine Pflicht ist, nützlich zu sein, nicht nach seinen Neigungen, sondern nach seinen Kräften, daß die Pflichterfüllung nicht etwa große Thaten verlangt, sondern die Lösung der winzigen Aufgabe, die seinen Theil der Weltarbeit bildet. Die Pflicht ist der einzige treue Lebensbegleiter; Neigungen vergehen, Liebe stirbt, aber die Pflicht lebt, solange wir leben. Sie ist auch die einzige Lösung des Lebensräthsels, ohne sie kein Fortschritt, keine Civilisation; sie allein gibt uns das Gefühl der Zugehörigkeit zu diesem rastlosen Getriebe des Lebens, während sie zugleich über es hinausweist. Den Grund aber zu dieser köstlichen Mitgabe für's Leben zu legen, ist Sache der Mütter, denen die Kinder anvertraut sind in dem Alter, wo die Seelen weich und empfänglich für alles Gute sind. Für sie besonders ist deshalb das schöne Wort gesprochen: „Die oberste Pflicht ist der Glaube an die Pflicht."

Der erste Kaffee.

Der erste Morgen im eigenen Heim! Vorüber derGasthofstrubel und — endlich, sein stetes Sehnen — das Essen der Gasthauskost — das Trinken des Kaffees im Kaffeehaus — nie mehr — nie mehr!! Zwar hatte er die zarten Fingerchen seiner jungen, reizenden Frau, die so anmuthig über die Klaviatur zu hüpfen verstanden, schon immer mit einigem Bedenken betrachtet, wenn er sich ausmalte, wie dieselben künftig mit Pfannen und Töpfen hantiren sollten, — — aber sie hatte ihn ja herzlich lieb und lernen ließ sich schließlich alles.

Das sollte ihn aber jetzt nicht stören; bis Mittag war noch weit, er wollte Kaffee trinken, guten Kaffee, ehe er zum ersten Male wieder in's Amt ging . . . Kaffe machen, lächerlich, wer könnte das nicht! Wieviel hundertmal hatte er selbst sich solchen gebraut . . . aber lange, höllisch lange dauerte die Geschichte. Er mußte fort; bei der ersten Wiederkehr nach Urlaub gleich zu spät kommen, das wäre doch recht unangenehm gewesen.

Er wollte doch einmal selbst in die Küche sehen.

Ja, ist's möglich, was war denn das? Da stund seine Mieze und . . . und quirlte in einem Topf herum!!

„Mieze!"

„Gleich, gleich, verzeihe . . . die dummen Bohnen wollten und wollen nicht weich werden, aber jetzt komme ich ihnen, da sollst Du mal sehen! — — Er trank doch noch einmal seinen Kaffee im Kaffeehause.

— Einem Menschen seine Vorurtheile ausreden wollen, heißt oft, ihm sein Glück zerbröckeln.